

Anmerkungen zu Rainer Sülflows „Zwischenstille“ – Vom Suchen und Nichtfinden

Galerie Bildfläche Eichstätt: 18. März bis 7. Mai 2016

Sehr geehrte Damen und Herren,

vielleicht, nein, sicher kennen Sie folgende Geschichte:

An einem Sonntag im Morgengrauen machen sich zwei Frauen auf den Weg, sie wollen ein Grab aufsuchen. Sie kennen die Richtung, sie kennen den Ort und sie kennen die genaue Stelle. Sie müssen niemanden fragen. Sie laufen nicht weit. Sie finden das Grab, auch ohne Namenshinweis oder Markierung. Dann sind sie da. Was sie dort wohl suchen? Nun, einen Toten suchen sie, und sie haben Balsam dabei.

Aber die beiden Frauen finden nichts und niemanden.

Liebe Besucher, Sie haben wahrscheinlich die Erzählung sofort erkannt. Die beiden Frauen werden von dem Gute-Nachricht-Korrespondenten, dem Evangelisten Matthäus, Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Jakobus, genannt. Wie Sie wissen, wird dieses Grabaufsuchdrama am Ende der Fastenzeit erzählt und es bildet gleichzeitig die Fanfare zu einer großen Hoffnungsgeschichte, die wir auch Auferstehungsglaube nennen dürfen. Das alles ist natürlich lange her, es geschah in uralten Zeiten (in illo tempore). Es handelt sich um eine Geschichte, die immer wieder lebendig wird, eine Geschichte, die immer wieder erzählt wird, damit das schwarze, wartende Loch keine Macht über uns Lebende gewinnt.

Rainer Sülflow, dessen beeindruckende Arbeiten Sie heute hier in dieser Galerie sehen und denen er den Titel „Zwischenstille“ gab, Rainer Sülflow hat sich vor Jahren auch auf seinen Weg gemacht, er suchte, um es ausweichend zu sagen, „spezielle“ Orte auf. Historisch gesprochen: Er machte sich auf den Weg, um die Schlachtfelder des Ersten und Zweiten Weltkriegs in Europa abzulichten.

Ich frage Sie, warum tut man so etwas? Was steckt hinter so einem Ansinnen?

Ich habe bei Herrn Sülflow selbst nachgefragt: Was suchten Sie dort, habe ich ihn gefragt, oder noch genauer, was glaubten Sie, dort zu finden? Sollte da – nämlich in Flandern, in den Dolomiten Italiens, an der Drina in Serbien, in Verdun – noch irgendetwas sein von dieser unvorstellbaren Zahl, die ich hier gar nicht nennen will, von all den Toten? Ist diese Massengrabsuche nicht vergebens, denn ein Suchender auf den Schlachtfeldern Europas, findet der nicht dort noch weniger als leere Gräber vor, nämlich nichts?

Der Künstler bezeichnet sich selbst als Nachkriegskind. Er wurde 1952 in Hannover geboren, in einer Zeit, wo „Lattenkreuze auf den Schutthalden“ der Städte (W. G. Sebald, Luftkrieg und Literatur, S. 13) noch üblich waren und 12 Millionen „displaced persons“, Flüchtlinge, eine neue Heimat finden mussten bzw. repatriiert wurden. Er, der erst spät von seinem Vater dessen eigene Vertreibungsgeschichte, dessen Entwurzelungs- und Flüchtlingsgeschichte erfahren hat, weil das Schlimmste kaum erzählt werden kann. Er, der zwei Generationen lang Frieden erlebt hat, er findet etwa zur gleichen Zeit, als sein Vater ihm erzählte, wie es damals war, was den Vater und die Mutter über Grenzen getrieben hat, wie ihre Flucht gelang (wenn von einer gelungenen Flucht überhaupt jemals die Rede sein

kann), ein Buch. Das Buch ist herausgegeben von einem Germanisten namens Philipp Witkop und trägt den Titel „Kriegsbriefe gefallener Studenten“. Die Lektüre der Feldpostbriefe, die mag für unseren Künstler der von der Vorsehung und familiären Herkunft quasi an ihn gerichtete Aussendungsbefehl gewesen sein. Und so hat er sich aufgemacht, die Räume aufzusuchen, wo das Unvorstellbare und Furchtbare geschah. Was er dort vorfand, sehen Sie hier in einer außergewöhnlichen feinen Auswahl.

Nun will es uns, die wir nicht zur „Erlebnisgeneration“ gehören, nicht mehr so leicht fallen, uns mit diesem Geschehenen, das bereits hundert oder fünfundsiebzig Jahre zurückliegt, zu beschäftigen. Es ist ja als Schulstoff und in den jährlichen offiziellen Gedenktagen als Erinnerungskultur ausgepresst worden und mag uns nicht mehr sonderlich berühren. Man könnte auch sagen, dieses Vergangene ist durch permanente Fortschrittsappelle und Zukunftsblickdressur fast gänzlich entsorgt worden.

Wer dann wie unser Künstler versucht, „gewisse Einblicke in die Art (zu) eröffnen, in welcher das individuelle, das kollektive und das kulturelle Gedächtnis mit Erfahrungen umgehen, die die Belastungsgrenze durchbrechen“ (W. G. Sebald, Luftkrieg und Literatur, 84f.), der muss vorsichtig sein. Der Schriftsteller W. G. Sebald sagt in einem Interview: „Es ist ein Grundproblem des Schreibens, wie man das Grauen übersetzt in Worte, das ist für die Autoren in diesem 20. Jahrhundert in weit höherem Maße ein Problem geworden, als es ja in der Vorzeit war.“ (W. G. Sebald, Auf ungeheuer dünnem Eis, 123). Dieser Satz gilt für den Fotografen auch. Wir bewegen uns „auf ungeheuer dünnem Eis“, wenn wir uns mit diesen Geschehnissen beschäftigen, und unter dem Eis liegen Millionen von Toten, und dort liegt auch unsere Geschichte, freilich solange stumm, bis wir einbrechen.

Vergangenheitsbewusstsein, gibt es das noch außerhalb der Historikerzunft? „Glücklich ist, wer vergisst, was doch nicht zu ändern ist“, so wird in der „Fledermaus“ keck gesungen. Aber unser Leben ist doch keine Operette, oder doch? Modernitätsvolltrunkene wie ein Henry Ford haben es noch deutlicher gesagt: „History is bunk“, was so viel heißt wie Quatsch.

G. W. Sebald, unser Gewährsmann wenn es darum geht, die stumme, sprachlose Geschichte zum Sprechen zu bringen, sagt in dem bereits zitierten Interview: „Heute wissen wir es alle: Die Geschichte ist etwas, was man nicht braucht, womit man sich nicht belasten kann, weil man nach vorne hin genug Probleme hat. Auf dem Markt passt Geschichte nur als Antiquität...“ Denn die „Furcht vor den Verstorbenen, die alle eines grauenhaften Todes oder eines vorzeitigen oder eines ungerechten Todes gestorben sind...“ (G. W. Sebald, „Auf ungeheuer dünnem Eis“, S. 220f.), diese Furcht ist überwältigend und scheinbar jenseits der Belastungsgrenze. Also lassen wir die Gräberbesuche mal lieber sein.

Sie werden sich an dieser Stelle vielleicht fragen, warum eine Vernissagenrede so einen langen Anlauf und Umwege braucht und nicht direkt auf die ausgestellten Fotos eingeht.

Dazu möchte ich zwei Anmerkungen machen.

Die erste, ich will sie eine Anmerkung zur Didaktik nennen, lautet: Manchmal ist es notwendig, ähnlich wie Odysseus, der seine Gefährten von der Insel der Lotophagen zerrte, von der Insel des glücklichen Vergessens, die Gefährten, die, wie es in der Ilias heißt, von „der Honigsüße der Lotosfrüchte“ kosteten, an die Heimkehr nicht mehr dachten und ihrer Heimat entsagten“, also ähnlich wie Odysseus, Sie in das Boot zu nehmen, damit Sie Ihren Blick zurück oder nach unten wenden. Denn

genau das versucht Herr Sülflow mit seinen hier ausgestellten Fotografien auch. Er reißt uns aus dem süßen Schlaf des Vergessens, wenn wir nur sehen und lesen wollten.

Meine zweite Anmerkung:

Mit der biographischen Notiz zum Künstler und den Ausführungen Sebalds zur Erinnerung stehen wir unmittelbar vor den Fotos.

Meine Damen und Herren. Was zeigt uns Rainer Sülflow? Was sehen wir?

Z.B. eine landwirtschaftlich genutzte Fläche (im dritten Raum). Am Horizont zeichnet sich ein Dorf ab, ein Kirchturm ist mittig platziert. Solche Ansichten finden Sie auch in der Oberpfalz oder im Mittelfränkischen. Sie könnten dieses Dorf in ganz Europa wiederfinden. Auf dem Bildvordergrund sehen wir Aushubarbeiten, die unterbrochen oder gar aufgegeben wurden. Wozu und wofür hier gearbeitet wurde, lässt sich aus dem Foto nicht erschließen. Sie werden sich sagen, das ist doch Geschichte, das Ausgraben, das Sich-in-die-Unterschichten-Hineinbegeben. Ist es das, was wir aus dem Foto herauszulesen haben?

Wir sehen zwei Sonnenaufgangs-Fotografien vom selben Ort (ebenfalls im dritten Raum). Das erste Foto hält noch die Gerade des Straßenverlaufs und ein Lichtband vorbeifahrenden Verkehrs fest. Beim zweiten Foto tritt der Fotograf näher heran: Oben der Himmel in Feuerflammen und unten ein abgeerntetes Maisfeld, die Rüben(?) unter einer weißen Plane versteckt, Winterfutter vielleicht? Dächer von Scheunen und Wohnhäusern sind in der Ferne zu sehen, aber kein Glockenturm, der für die 70.000 Menschen, die hier elend gestorben sind, hätte läuten können. Fast ein Abendidyll, wenn nur nicht auf einem weiteren Foto rechts davon ein Rübenhaufen wie aufgetürmte Totenschädel wirken würde.

Dann hier in diesem Raum wunderschöne, ja, man darf das schon so sagen, wunderschöne Aufnahmen von Waldstücken, Baumwipfeln und Waldboden. Beinahe Stimmungsbilder mit romantischer Aura. Auch sie könnten hier um die Ecke, im Schernfelder Forst fotografiert worden sein. Diese scheinbare Wiedererkennbarkeit des Gezeigten, auf was weist sie uns hin? Wohin deutet der Künstler, wenn er so fotografiert?

Auf einem anderen hier ausgestellten, eigentlich unscheinbaren Foto im ersten Raum zeigt der Fotograf einen Betonmast wie sie zu Zigtausenden produziert worden sind. Daran, an einem verzinkten Metallband, ist die Nummer 1915 angebracht. Das ist ein Wink, aber ist es der eine entscheidende? Rainer Sülflow legt auch hier einen Text bei. Ist der Inhalt des Textes die Erklärung für das Foto? Ich meine nicht. Was Sie lesen können, ist auf dem Foto nicht mehr wiederzufinden. Keine Toten, keine Spuren... Alles weg. Der Text erklärt nichts, er verändert jedoch unsere Wahrnehmung dieser scheinbaren Belanglosigkeit und Alltäglichkeit.

Auf ein letztes Foto - es befindet sich im letzten Raum - möchte ich Sie noch hinweisen. Es zeigt einen Mann mit Regenschirm und Handgepäck, wir sehen nur seinen Rücken, links von ihm ein Bus, dem er vielleicht entstiegen ist, im Bildhintergrund eine Reihe von wartenden Bussen, fast vom Nebel verschluckt. Es ist das einzige Foto hier in der Ausstellung, auf dem ein Mensch abgebildet ist, und Rainer Sülflow zeigt uns in guter C.-D.-Friedrich-Manier nur seinen Rücken, denn - so will ich es deuten - das Gesicht könnte jeder von uns sein, jeder kann sich erinnern.

Die sorgfältige Auswahl der Texte, meine Damen und Herren, ist überall in dieser Ausstellung zu spüren. Ja, der Text, der keine Bildunterschrift

ist, ist konstitutiv für das Foto. Er legt neue Bilder, unsichtbar gewordene, vergessene Bilder über das assistierende Foto des Künstlers. Das, was vergangen, verschüttet, verloren, verborgen, verschwunden, verletzt, vergraben ist, ist unsere Geschichte, ist unsere Heimat. Und mehr soll an dieser Stelle nicht gesagt werden, denn wir wollen die Zwischenstille, das, was zwischen Foto und eskortierendem Text geschieht, nicht stören.

Und warum betrifft das Gezeigte mich und Sie?

Liebe Besucher dieser Ausstellung, ich bin mir sicher, dass in Ihren Familien, vielleicht bei Ihren Eltern oder anderen Verwandten noch solche Feldpostkarten oder Dokumente von Soldaten, die irgendwo in Europa die Aufgabe hatten, Grenzen zu sichern oder Grenzen zu zerstören, zu finden sind. Und ich bin überzeugt, dass einige von Ihnen in diesen Zeugnissen persönliche Anknüpfungspunkte zu beiden Weltkriegen finden könnten und dass damit der Beweis erbracht wäre, dass das, was geschehen ist, nicht vorbei und entsorgt ist. Ich will beispielhaft vorausgehen und Ihnen zwei Feldpostkarten vorlesen, die sich im Besitz meiner 86jährigen Tante Maria aus Unterfranken befinden:

Die erste wurde von meinem Großvater Friedolin an seine Eltern geschrieben, und zwar am 23. Juli 1917, bevor er nach Verdun abkommandiert wurde:

Liebe Eltern,
habe Eduard (*dabei handelt es sich um seinen Bruder, der zu diesem Zeitpunkt mit einem Kopfschuss im Lazarett lag, Anmerk. A. Hochholzer*) seine Karte erhalten und besten Dank zurück. Habe gestern auch ein Paket geschickt.

Es geht mir noch gut, herzliche Grüße und frohes Wiedersehen,
Euer dankbarer Sohn Friedolin.

Das zweite Dokument - ich wusste bis vor wenigen Tagen nichts davon und mir wurde unerwartet noch einmal ein kleines und neues Tor zu meiner Familien-Geschichte geöffnet -, dieses zweite Dokument stammt von einem gewissen Karl S., der einem jungen Mädchen schrieb. Es lautet:

An Frl. Maria Lutz
Gutsbesitzerstochter
Hergolshausen,
Im Felde 1. Sept. 1916

Meine liebe Marie, habe Dein Kärtchen erhalten, wofür ich Dir herzlich danke.

Soweit noch gesund und wohlauf, was ich auch von Dir nebst Eltern und Geschwister erhoffe. Was macht jetzt die Arbeit?

Jetzt geht es ran an die Weste, oh je, jetzt dauert es eine Weile länger. Leb wohl, auf Wiedersehen und Gruß und Kuss,
Dein Karl S.

Das junge Mädchen war meine Großmutter Marie und der junge Verehrer Karl S. war ihr wohl sehr zugetan. Er starb in Verdun. Meine Großmutter aber hatte die Karte ihr Leben lang aufbewahrt.

Und wenn dieser Karl nicht getötet worden wäre, dann gäbe es vielleicht meine Mutter nicht und mich auch nicht, und ich würde nicht vor Ihnen stehen und diese Karte, die dieser junge Mensch vor fast einem Jahrhundert geschrieben hat, vorlesen, und persönliche Anknüpfungspunkt zu den hier ausgestellten Fotografien gäbe es dann vielleicht auch nicht. Und was ich wirklich gerne wissen würde, ist, wo das erwähnte Kärtchen, das meine Großmutter als junges Mädchen an ihren Verehrer im

Schützengraben geschrieben hat - mit Sicherheit unter Aufbietung allen Mutes, denn es war für junge Frauen weder üblich noch schicklich, an einen Mann Postkarten ohne vorheriges Verlobungsversprechen zu senden - ja, ich würde allzu gerne in Erfahrung bringen, wo es verblieben ist und ob vielleicht ein Schatten von diesem Kärtchen irgendwo auf den Verdun-Fotos von Rainer Sülflow zu entdecken sein könnte.

Ich komme zum Ende, meine Damen und Herren, und ich kehre zurück an den Anfang dieser Rede.

In San Marco, dem berühmten Dominikanerkloster in Florenz, ist ein Fresco „Marie al sepolcro“ (Marien an der Grabstätte) von Fra Angelico zu sehen. Vor teerswarzem Hintergrund lässt er eine Gruppe von Frauen am offenen und offensichtlich leerem Grab stehen, nur eine der Frauen ist vorgetreten und schaut tatsächlich hinein, sie legt dabei die rechte Hand an die Stirn, die linke ganz leicht und vorsichtig auf den Rand des Grabes.

Genau das macht Rainer Sülflow mit seinen Fotos. Er schaut hinein in die Vergangenheit und er legt die Hand an deren Ränder, er macht das sehr behutsam und ohne Ich-Gestus. Weder mahnt er noch doziert er. Er zeigt einfach und ohne Attitüde, was noch da ist von dem, woran wir uns fast nicht mehr erinnern können. Er dokumentiert die Gegenwart und lässt dazu die, die nicht mehr sind, in seinen ausgewählten Texten zu uns sprechen.

Jeder hier in diesem Raum hat Gräber hinter sich und vor sich. Wenn wir keine Gräber hätten, die wir besuchen könnten - was wäre dann? Wenn wir an ein Grab treten, ob in Enttäuschung oder in Liebe, in Schmerz oder in Erleichterung, in Verlust oder in Trost, dann sollten wir auch die Hand ausstrecken und uns erinnern, was war und wie es war mit dem, der nicht mehr ist. Denn wir sind es, es ist auch unsere Geschichte, es ist unser Leben, das wir nicht halten können.

Andreas Hochholzer, März 2016